

queer leben – queer labeln? (wissenschafts)kritische kopfmassagen

Katrin Köppert für die Herausgeber_innen

Ein Blick in die Sterne

Queer leben heißt befreit zu sein von den Fesseln heteronormativer Zurichtungen, heißt sich unverurteilt zwischen den Geschlechtern bewegen zu können, heißt gleich-, ungleich- und meta-geschlechtlich lieben, hassen und streiten zu können und bedeutet jenseits klassen-, „rassen“-¹ und körperspezifischer Kategorien den grauen Alltag zu überwältigen. Queer zu leben heißt entgrenzt zu leben jenseits von einengenden Stereotypisierungen und fraglos übernommenen Essentialisierungen. Der Körper spricht, aber erzählt uns eine ganz andere Geschichte.

Soweit die Utopie einer Queer Theory, deren Denkgebäude es uns ermöglicht, ein Buch herauszugeben, das sich der Umsetzbarkeit und Alltagspraxis des queeren Anspruchs widmet. Bereits die theoretischen Anforderungen an den Begriff queer fordern auf intellektuellem Niveau heraus, unter anderem weil sich die Verweigerung und Negation von Identität, Körper und Geschlecht kaum vorstellen lässt. Die Butlersche Aussage, das biologische Geschlecht (sex) sei sozial und kulturell ebenso konstruiert wie das soziale Geschlecht, sprich die Geschlechtsrolle (gender) (Butler 1991), scheint auf den ersten Blick auf den Körper schwer vorstellbar, sehe ich im Spiegel real existierende sekundäre Geschlechtsmerkmale. Wie also sollen diese konstruiert sein,

¹Ich schließe mich bewusst der „Überzeugung [an], in der deutschsprachigen kritischen Weißseinsforschung mit den deutschen Begrifflichkeiten zu arbeiten. Denn nur diese Sprachwahl ermöglicht es, einen deutlichen Bezug zur deutschen Geschichte und Gesellschaft herzustellen – gerade auch in bestehenden historischen Zusammenhängen, die den diskursiven Bogen zwischen Antisemitismus und Rassismus, Kolonialismus und Nationalsozialismus, Transatlantischem Sklavenhandel, kolonialem Genozid und der Shoa benennen und dabei Deutschland in europäischen Diskursen verorten, aber nicht verschwinden lassen. Zugleich grenzen wir uns mit den Anführungszeichen von einer unreflektierten Reproduktion deutscher Begrifflichkeiten ab.“ (Eggers u.a. 2005, 12)

erscheinen sie vor meinen Augen? Kurz: die sich hinter Queer Theory verbergenden Thesen erschließen sich nicht auf einem eingängigen, weil sichtbaren Weg. Solange wir es gewöhnt sind, dem Auge zu vertrauen und eine Kausalität zwischen dem herzustellen, was wir sehen und was mir meinen zu sein, wird die Idee körperunabhängiger Identitäten an der Netzhaut abprallen. Es bedarf eines Umweges, es bedarf eines Gedankenexperiments, um sich vorstellen zu können, dass gemäß einer historischen Indoktrination normierte Bilder von Geschlecht als Realität aufgefasst werden und nicht die biologischen Geschlechter die Realität per se bilden. Auch die Biologie ist nicht frei von Konstruktion und von Irrglauben, der auf dem Glauben aufbaut und der im Starrsinn endet. Ich bin demnach nicht weiblich, weil ich Brüste habe, sondern weil mensch mir hat glauben machen, dass ein Körper mit Brüsten kein Körper ohne Brüste ist und das eine als dieses bezeichnet werden muss, weil das andere als jenes bezeichnet wird. Die bipolare Auffassung einer abendländisch geprägten Welt hat sich auf den Körper niedergeschlagen und zwingt ihn ein in das Korsett geschlechtlicher Eindeutigkeit. Diese zweigeschlechtliche Starrheit versucht das queere Konzept theoretisch zu unterwandern, insofern es um ein Aufbrechen von Kohärenz allgemein geht, was somit nicht nur auf einen kohärenten Identitätsbegriff abzielt, sondern auch die Infragestellung von Universalität, von Wahrheit und Allgemeingültigkeit impliziert.

Doch wie, und hiermit komme ich zu dem Problem von Theorien allgemein, lässt sich dieser Anspruch, diese Idee einer sich in der Verschiedenheit und „Andersartigkeit“ anerkennenden Ideologie auf das Leben übersetzen? Wie wird die Idee, sich jenseits von körperlichen Prägungen benennen und identifizieren zu können, lebbar? Wie kann queer über die Provokation hinaus kommen, um im Aspekt der Lebbarkeit einen Wert zu bezeichnen? Wie kann queer all den Kritiker_innen aus den verschiedensten gesellschaftlichen Lagern und sei es selbst aus den Reihen der Feministinnen² selbstbewusst entgegentreten und die Überlegung, die Relevanz der eigenen Geschlechtlichkeit zu verwirren, plausibel machen, ohne wissenschaftliche Theoreme bemühen zu müssen? Wie kann queer praktiziert werden, ohne als leerer Signifikant verheizt zu werden, der schwule und lesbische Bewegungen lediglich um eine Facette mehr bereichert? Dass queer mehr meint und mehr will, soll kurz in der Einleitung anklingen.

Queer bezeichnet nicht einfach etwas, um es zu markieren oder identifizieren zu können. Es geht nicht primär darum, zu sagen, etwas sei queer. Würde queer

²Trotz der Nennung sind nicht alle Feministinnen und Feminismen unter einem Begriff zu subsumieren.

auf die reine Bezeichnungsebene reduziert, verliert sich die Intention, Definitionen und Feststellungen vermeiden zu wollen. Gemäß dem Postulat, alles befinde sich im Fluss, ist auch queer immer in Bewegung. Demnach handelt es sich um einen methodischen Ansatz, in Diskurse, Räume und Vorstellungswelten zu intervenieren. Um jenes Interventionspotential beizubehalten, darf queer nicht feststehen, weil es gleichsam Gefahr laufen würde, sich selbst zu überleben. Die Herausforderung besteht darin queer weder als etwas Feststehendes noch als etwas sich Anpassendes zu verstehen, sondern als etwas stetig Unstetes, stetig Irritierendes, was eine_n wachrüttelt und am Leben hält. Unterwandert werden sollen Diskurse, die mittels bestimmter Herrschaftsverhältnisse und Machtzusammenhänge Menschen unterdrücken und marginalisieren. Das Verwirrende soll demnach nicht das allgemeingültige Prinzip des generellen Dagegenhaltens sein, sondern widersprechende Effekte hervorrufen. Es bedarf einer sensiblen Einschätzung und Analyse dessen, was „gestört“ werden soll, welcher Raum verwirrt werden soll. Ansonsten bestünde die Gefahr, dass sich queer gegen sich selbst wendet, solange Räume gequeert werden, die eigentlich dem Schutz derer dienen, die marginalisiert sind.

Ein Blick auf die Realität

Queer auch kritisch zu betrachten, soll ebenso Zweck des Buches sein, um den Wert und die Verwertbarkeit des Begriffes genauer einschätzen zu können. Dabei geht es nicht vordergründig um den wissenschaftlichen Mehrwert als vielmehr darum, den lebensnahen und politischen Potentialen des ambivalenten und nichtfassbaren Begriffs Konturen zu verleihen, ohne ihn einengen zu wollen. Möglicherweise nähern wir uns mit einer Politisierung von queer dem Traum einer Gesellschaft, die sich nicht durch die natürlich anmutende Präsenz zweier Geschlechter determinieren lässt und die der unhinterfragten Wiederholung rosafarbener Blüschchen und blauer Hemdchen überdrüssig ist. Die Welt hat mehr Farben, nicht nur theoretisch. Warum das volle Farbenspektrum auch heute noch, nach 100 Jahren Frauenbewegung, Stonewall und Butler kaum wahrgenommen wird, liegt ganz entschieden in hegemonialen Machtstrukturen begründet, aus denen heraus eine Ignoranz resultiert, welche die Komplexität des Lebens einebnet, damit sich niemand des Ausmaßes bewusst werden muss, dass es so viele Geschlechter gibt wie Farben oder dass Geschlecht an sich ein Trugschluss ist, dem wir aufsitzen. Ein Trugschluss, weil Geschlecht womöglich überhaupt nicht existiert? So spannend die Botschaft, so umkämpft das Terrain. Schließlich geht es um ein Ankämpfen gegen die Gleichschaltung

der Menschen, die sich zu allem Überfluss in der Ödnis dessen bejubeln, dass sie nur die Menschen würdigen, die ihnen ähneln.

Ist queer die Alternative oder gar der Ausweg nicht nur aus der modernen Begriffskrise³, sondern aus der ideologisierten Welt des Vater-Mutter-Kind-Schemas, der uns zusätzlich die Hoffnung von Pluralisierung und Hybridisierung alltäglichen Lebens näher bringt? Oder stellen „wir“⁴ eine Elite, die in der Reihe der Weltverbesserer_innen und Anthroposoph_innen an vorderster Front die glitzernden Zauberschwerte in die Höhe reißen? Was müssen „wir“ tun, damit „wir“ nicht selbst Höhe bekommen und auf der Kugel des Barons Münchhausen sitzen? In der festen Annahme, dass queer nicht nur ein theoretisches Monstrum überambitionierter Wissenschaftler_innen darstellt, die in der Wissenschaftsindustrie in ihrem Eifer müde belächelt werden, möchte ich queer dennoch als eine potentielle Strategie nicht nur geschlechtlicher Transformationen, sondern gesellschaftlicher Veränderungen begreifen, die alle Menschen betrifft und an dessen Ausgestaltung alle Menschen beteiligt sind. Queer soll keine elitäre Bewegung sein, die kommt und wieder geht, queer könnte aufgrund der Schnittstellen zu allen Lebensbereichen Gesellschaft nachhaltig verändern, weil sie alle mitmeint.

Die Ansätze dieser Veränderungen in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Räumen sowie einhergehende Stigmatisierungen sichtbar zu machen, ist auch Intention des Buches. Einerseits möchte es darauf aufmerksam machen, dass, wie und wo queer gelebt wird, und sich andererseits mit der Konfrontation queerer Lebensweisen mit Marginalisierung, Ausgrenzung, Banalisierung und kapitalistischer Instrumentalisierung beschäftigen. Demzufolge will es queer nicht heroisieren, sondern durchaus auf seine Vermarktung und inhärenten Normierungen befragen, um neue Konzepte der Implementierung zu gewinnen. An welchen Stellen ist queer über das Ziel hinausgeschossen in Richtung Kommerz und Belanglosigkeit? Wo sind strukturelle Mängel des Begriffs mit welchen Folgen versteckt? Und inwiefern können diese behoben werden, um dem Anspruch der Diversifizierung gerecht zu werden? Dabei soll problematisiert werden, ob bereits in der Anspruchsformulierung, keine Ausschlüsse produzieren zu wol-

³Queer stellt keine reine Zusammenfassung von lesbischwultrans* dar, sondern „den flexiblen Raum aller Aspekte der nicht- (anti-, konter-) heterokulturellen Produktion und Rezeption [...], einschließlich eines Raumes zum Beschreiben und Ausdrücken des Queer-Seins von Bisexuellen, Transsexuellen und Heterosexuellen“. (Doty 1993, 2)

⁴Wird „wir“ in Anführungszeichen gesetzt, möchte ich mich bewusst davon distanzieren, alle in einem „wir“ auflösen zu können. Die Differenzen sollen anhand der Markierung mit Anführungszeichen sichtbar bleiben. Wird wir ohne Anführungszeichen verwendet, meine ich das Team der Herausgeber_innen.

len, die Schwachstelle insofern versteckt liegt, dass reale Differenzen übergangen werden, die strukturell und ganz unabhängig von der wohlwollenden Intention reduziert und somit ausgeschlossen werden. Welche Ausschlüsse produziert der Wille zur Anerkennung und ab welchem Punkt geht es um Gleichsein und normierten Habitus, Stil und queeres Zugehörigkeitsgefühl? Eine Femme, die für sich ebenso beansprucht, Räume queeren zu wollen, kann sich durchaus ausgegrenzt fühlen, weil sie aufgrund ihrer Performanz nicht als queer bzw. uneindeutig gelesen wird, was Aufschluss darüber gibt, welchen visuellen Normierungen die queere Szene unterliegt, in der meistens hip ist, was drag ist. Ähnlich und doch ganz anders gelagert ist die Frage, inwiefern die Semantik einer Maleto-Female-Butch nicht „erkannt“ werden kann, weil die queere Szene implizit ein visuelles Raster voraussetzt, nach dem kategorisiert wird, wer das Label queer erhält. Welche queeren Sehgewohnheiten unterminiert die MtoF-Butch und welche Herausforderungen an die zu vermeidende und dennoch erfolgende Kategorisierung von Menschen stellt sie?

Demnach wird zu fragen sein, ob der queere Raum stringent einen Schutzraum darstellt oder ebenso Diskriminierungen zulässt, die sich auf intersektional verbundene Kategorien wie z. B. „Rasse“ oder Klasse zurückführen lassen. Zum Beispiel kann und will nicht jede_r dem aktuellen Frisurentrend einer queeren Szene hinterher hecheln. Es kann und will nicht jede_r Geschlechterrollen gemäß der Kapitalisierung von Gesellschaft konsumieren. Nicht nur in der geschlechtlichen oder körperlichen Veränderung oder Aneignung steckt das Subversive per se, sondern in dem Handeln und dem Akt des queerens an sich. Wie ich mich Menschen nähere, was ich sage und wie ich denke, kann ebenso einen nachhaltig verstörenden Eindruck hinterlassen, wie wenn ich mir einen Bart an die Wange klebe und einen Straps ans Bein schnalle. Nicht nur gesehen, sondern auch gehört zu werden, ist entscheidend für den Diskurs. Es muss klingeln im Ohr. Doch der Ton speist sich nicht nur aus Heteronormativitätskritik. In der Melodie findet sich auch die Kritik an einer sich am Geld entwerfenden Gesellschaft, die flexibilisierte Sexualitäten in die neoliberale Marktökonomie integriert. Ein Markt, der sich verschiedene Geschlechtstwürfe aneignet, um für jede *performance* das passende Outfit und den besten Bartkleber anbieten zu können, ist ein zu hinterfragender Markt.

Das optimierte Begehren, ausgerichtet auf Produkte heteronormativer Sex-technologien, wie lustbringende, jedoch teuer zu erschwingende Dildos, muss ebenso in Frage gestellt werden, wie die sich an einem normierten Körper orientierende Kosmetikindustrie, die eine Schwarze Drag Queen in Deutschland dazu zwingt, ein „hautfarbenes“ Pflaster auf die rasierte Schnittwunde zu kleben. Die

Diskurse der Lust und der Ökonomie lassen sich ebenso wenig trennen, wie die eines normierten Körpers in queeren Zusammenhängen, die anders befähigte queere Menschen von einer szenigen Party indirekt ausschließen, weil die Rollstuhlfahrtsmöglichkeit fehlt, und die füllige Menschen ausschließt, weil die aus der Modeindustrie stammende, über Shane's⁵ Hipness in die queere Szene eingeschleuste Röhrenjeans heute Abend leider immer noch nicht passt usw.

Innerhalb des queeren Diskurses muss es demzufolge um eine Erweiterung des queeren Konzepts gehen, welches einerseits alternative Strategien zu dem Visualisierungszwang innerhalb der queeren Subkultur bietet und andererseits die Blindheit gegenüber Benachteiligung bzw. Übervorteilung aufgrund der Zugehörigkeit miteinander verschränkter Kategorien, wie zum Beispiel Weiß„sein“ und Queer„sein“ nachhaltig thematisiert, um in die Gesellschaft hineinzuwirken. Dabei bedarf es einer beständigen Analyse von Heteronormativität sowie einer Überprüfung von Dominanzverhältnissen auch innerhalb des queeren Diskurses. Wer dominiert demzufolge den Diskurs und das Sagbare über queer zum Beispiel vor dem Hintergrund, dass die Herausgeber_innen des Buches durchweg weiß sind? Wer dominiert den queeren Diskurs in Deutschland, hat queer überhaupt erst durch die Wissenschaft Einzug gehalten und studieren oder promovieren alle Herausgeber_innen, was sich in gleicher Weise auf die Autor_innen beziehen lässt? Welche Abgründe eröffnen sich zu den Menschen, die bereits vor jeglicher Theoretisierung transidentitär und transsexuell gelebt haben? Fühlen sich die Tunten und Transen überhaupt noch mitgemeint? Oder sehen sie sich der Gefahr ausgesetzt, ausgeschlossen zu werden, weil sie ihren Körper gemäß zweigeschlechtlicher Normen unter dem OP-Messer transformieren? Aber wo ist der Unterschied zu den Drag Kings, die sich ihre Brüste abbinden, um sich im Grunde genommen ebenso ihrem Geschlechtspendant anzunähern versuchen, sei es auch nicht für die Ewigkeit. Und welche Brücken müssen zu denen geschlagen werden, die keinen Zugang zur Universität haben, die es sich nicht leisten können, Foucault zu lesen, weil sie früh um sechs aufstehen müssen, um abends ins Bett zu fallen (ohne behaupten zu wollen, dass es uns als Student_innen anders geht). Wie können sich all jene im queeren Projekt wieder finden, ohne im Einheitsbrei und Allerlei unterzugehen? Wie kann verhindert werden, dass der geschlechtliche Einschluss mit einem ethnischen oder klassenspezifischen Ausschluss verbunden ist?

⁵Shane ist eine der Protagonistinnen der us-amerikanischen Serie „The L-Word“, die sich im Vergleich zu den anderen Darstellerinnen durch ein wenig „butchness“ auszeichnet.

Ein Blick auf die Herausgabe

Mit der aus der Konferenz gewonnenen Erfahrung freuen wir uns im Anschluss eine Publikation nachzureichen, die noch einmal versuchen möchte, Kopfmassagen anzubieten und die Hoffnung teilt, den gemeinsamen und individuellen Traum queeren Lebens ohne Labeln von einer Leseerfahrung in eine Lebenserfahrung übersetzen zu können. Dabei kann es sich nur um einen utopischen, mit zahlreichen Illusionen angehäuftem Wunsch handeln, ein paar Leute für eine Idee zu begeistern, ohne beanspruchen zu wollen, alles richtig zu machen oder alles liefern zu können. Dass wir das nicht leisten können, verspricht sich von selbst. Dennoch denke ich, dass es in einer sich prekär verändernden und prekarisierenden Gesellschaft Visionen und Hoffnungen braucht, die lebbar sein können.

Mit dem Willen zur Negation von Allgemeingültigkeitsansprüchen und dem Wissen die angesprochenen Fragen und Überlegungen im Laufe des Buches nicht einschlägig beantworten zu können, aber in der Hoffnung, die Suche nach Möglichkeiten und Alternativen voranzutreiben, stellen wir Texte, Themen und Thesen verschiedenster Prägung interdisziplinärer Wissenschaftsfelder sowie Lebensbereiche vor, die viele Unsicherheiten und Verwirrungen rund um queeres Leben aufwerfen, aber deutlich machen, wie viel queer in jedem Lebensbereich stecken kann. Das Credo ist, queere Verwirrung als Wissensproduktion gelten lassen zu können. Queere Kopfmassagen als Gegenvorschlag zu einer Wissenschaft mit Wahrhaftigkeitsanspruch. Der glatten Oberfläche der Wahrheit zum Trotz versammeln wir Texte, die durchaus provozieren und Verwerfungen sichtbar machen, die es bereits im Prozess der Herausgabe zahlreich gab. Der Akt des Herausgebens war insofern für uns nicht nur ein Lernprozess, sondern eine harte Auseinandersetzung mit eigenen Vorurteilen und Blindheiten, mit eigenen Grenzen und Befindlichkeiten. Wir haben konstruktiv diskutiert, polemisiert und gestritten, waren nicht immer der gleichen Meinung, welche Texte wir gemäß unseren Vorüberlegungen veröffentlichen wollen und sind noch immer uneins, inwiefern uns das wirklich gelungen ist.

Dies wirft uns wiederholt auf uns selbst und unseren Anspruch zurück. Aufgrund der verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Zugänge der Herausgeber_innen zu dem Thema queer räumen wir ein, dass wir keinen Konsens in diesem Sinne herstellen konnten und wollten. Einige Texte stießen bei einigen von uns auf Begeisterung, bei anderen auf völliges Unverständnis und Unmut. Die Folge waren intensive Diskussionen mit den Autor_innen über ihre Texte, unsere Vorstellungen und unsere Engstirnigkeit.

Die teilweise kontroversen Texte vorzustellen bedeutet, zur Diskussion einzuladen und einen Dialog einzuleiten, den wir als konstitutiv für Verständnis, Anerkennung und Akzeptanz befinden. Aufgrund der Divergenz der Meinungen zu den einzelnen Texten ist es außerdem spannend zu erfahren, welche Gefühle, Assoziationen und welchen Unmut die Texte auslösen, um darüber im Austausch zu bleiben.

Ein Blick auf die Texte

Wir haben uns bewusst dazu entschieden, die Texte in keinen Kontext zu stellen, d. h. nicht zu gliedern oder zu fokussieren auf bestimmte Disziplinen oder Themenfelder. Daher möchte ich die kommenden Zeilen nutzen, die Texte kurz vorzustellen und Schwerpunkte, die die Texte strukturieren, hervorzuheben.

Mit einem Blick auf das Spektrum der verhandelten Themen wird schnell deutlich, dass queer interdisziplinär betrachtet werden kann. Beleuchtet der Text von Heinz Voß die gesellschaftliche Herstellung biologischer Geschlechter, geht es im Text von Nina Schuster um die Verfasstheit von Räumen und deren Aussage für queere Gegenöffentlichkeiten. Der Zugang könnte nicht unterschiedlicher sein und dennoch verbindet die Texte eine kritische Herangehensweise an normative Gesellschaftsbilder und deren Auswirkung auf die Lebensbedingungen von Menschen. Somit werde ich im Folgenden die Texte nach der Metaebene, die sie verbindet, vorstellen und nicht nach der ersten Auffälligkeit eines Themas. Schließlich geht es uns nicht darum etwas, d. h. ein Thema oder einen Zugang als queer vorzustellen, sondern aufzuzeigen, welche Effekte das Queeren hervorbringen kann. Und diese lassen sich durchaus vergleichen und kontextualisieren.

Der Beitrag von Heinz Voß „Wie für Dich gemacht: die gesellschaftliche Herstellung biologischen Geschlechts“ greift die gesellschaftlichen Herstellungsmechanismen biologischer Geschlechter auf. Voß verweist dabei auf das Spannungsverhältnis von Queer Theory und Biologie, belegt aber, dass die Biologie wesentlich uneindeutiger ist als sie im Sinne einer naturwissenschaftlichen, sprich feststellbaren Größe, zur Grundlage der Argumentation herangezogen wird. Vielmehr sieht sich die Biologie mit einer Pluralität konfrontiert, die in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Geschlecht keinen Bestand hat. Demzufolge werden die queerenden Aspekte der Biologie weit weniger in deren Rezeption wahrgenommen als sie in der Realität vorherrschen.

Dies lässt sich in gleicher Weise auf die Realität von Räumen beziehen, stellt Nina Schuster in ihren Thesen des Beitrags „Queere Räume? Strategien queerer Raumproduktion und ambivalente Politiken der Sichtbarkeit“ deutlich he-

raus, dass sich neben einer heteronormativen Öffentlichkeit, die sich anhand bestimmter Codes herstellt, parallel Gegenöffentlichkeiten ausgebildet haben, deren Effekte queer sind, was sie an Beispielen der Subkultur illustriert. Ist queer doch kein Traum, sondern bereits gelebte Realität? Auch wenn Nina Schuster darauf keine klare Antwort gibt, zeigt sie auf, dass der queere Denkraum durchaus Orte schafft und materielle Räume konstituiert, in denen sich queere Utopie umsetzen lässt. Dennoch kommen Schwierigkeiten zum Ausdruck, ist die Szene bzw. die Subkultur normierenden Effekten ausgesetzt, die deren Struktur bestimmen, obwohl kein direkter Austausch zwischen Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit besteht. Die Menschen, die queere Räume entern, sind Träger_innen von Informationen der heteronormativen Öffentlichkeit, die sich nicht aus den queeren Räumen heraushalten lassen können, so dass es einer zusätzlichen Reflektion von Normierungsprozessen in queeren Räumen bedarf.

Was sich für materielle Räume sagen lässt, kann auch auf die Sprache als Raum bezogen werden. Dabei geht es ebenso um das Kämpfen für einen oder Er kämpfen eines Raum(es) zwischen bipolaren Buchstaben, die ganze Welten transportieren. Jedoch geht Joshua Taubert in seinem Artikel „Queere Sprachvermittlung im Kontext des DaF/DaZ⁶-Unterrichtes“, bezogen auf den Sprachunterricht, insbesondere den Deutschunterricht, einen weiteren Schritt in die Richtung eines unmarkierten Raumes anhand des Weglassens von Endungen. Somit soll ermöglicht werden, dass sich ein Raum öffnet, der in der Negation von Dichotomie alles Sagbare zulässt und eine Vielfalt an Geschlechtern gestattet. Queere Sprachvermittlung als eine Kritik an einem hegemonialen Sprachgebrauch, die das Lebensverständnis erweitert. Schließlich ist Sprache eine konstitutive und unabdingbare Komponente des Lebens und seiner Artikulation. Zugleich wird deutlich, dass mittels Sprache interveniert werden kann, bedeutet Sprache Macht in einem Diskurs, bedeutet Sprache Macht über einen Diskurs. Queere Sprache als „Unruhe angesichts dessen, was der Diskurs in seiner materiellen Wirklichkeit als gesprochenes oder geschriebenes Ding ist“ (Foucault 2003, 10). Es wäre zu hoffen.

Nicht in der Weise einer direkten Sprachvermittlung, jedoch der Formalisierung von Sprache in einem Text, nähern sich Jennifer Moos und Judith Coffey in ihren Beiträgen der Frage an, wie sich Heteronormativität im literarischen Text herstellt, wobei sie auf den formalen Aspekt von Texten eingehen. Judith Coffey analysiert in ihrem Aufsatz „Liebesgeschichten und die ‚heterosexuelle Matrix‘. Erzählstimmen bei Sarah Waters“ am Beispiel viktorianischer Lie-

⁶Deutsch als Fremdsprache/Deutsch als Zweitsprache.

besgeschichten, anhand welcher Formalien im Text eine bürgerliche Realität hergestellt wird. Die Darstellungsform der bürgerlichen, gleichsam heterosexuellen Liebe erhebt dabei einen ungebrochenen Anspruch auf Authentizität, was sich gleichermaßen auf das patriarchale Erzählen beziehen lässt, verkörpert die männliche Erzählstimme die Wahrheit. Was jedoch geschieht, wird nicht nur auf der inhaltlichen Ebene eine lesbische Liebe zur viktorianischen Zeit erzählt, sondern werden auf der formalen Ebene hegemoniale Erzählmuster konterkariert? Welche queeren Interventionsangebote in einen Literaturdiskurs durch Literatur ergeben sich und inwiefern ermöglicht Literatur eine queerende Lektürewise⁷?

Nach der Möglichkeit queerer Repräsentation mittels Literatur fragt Jennifer Moos im Beitrag „Wie weit geht die Rebellion? Zum un/genutzten Potenzial grenzüberschreitender Darstellungspraxen in Will Selfs *Cock and Bull* (1992)“. Dabei ist es weniger ihr Ziel, die Leseerwartungen- bzw. erfahrungen zu begutachten. Vielmehr ist es die Intention ihres Beitrags aufzuzeigen, wie sich Grenzen und Grenzziehungen bezogen auf Körper und Textkörper brechen lassen. Jedoch stellt sie fest, dass das Potential grenzüberschreitender Darstellungspraxen in Will Selfs „Cock and Bull“ inhaltlich und formal ungenutzt bleibt, da der Text hinter seinem Dekonstruktionsangebot zurückbleibt. Der sich in der Novelle verändernde Geschlechtskörper ist an eine Veränderung des sozialen Verhaltens gekoppelt, was die These Butlers konterkariert, wonach das mimetische Verhältnis von Geschlechtsidentität und Geschlecht ein konstruiertes Verhältnis und nicht „natürliches“, sprich selbstverständliches, ist (Butler 1991, 23). Bezogen auf den Textkörper bedingt die formale Veränderung/Entgrenzung des Textes eine ungebrochene Veränderung des Inhaltes, die sich an der konstruierten und somit normierten Kausalität orientiert. Demnach könne kein Inhalt jenseits des formalen Gerüsts Eigenwert bzw. einen inhaltlich konträren Wert haben, könne keine Geschlechtsidentität jenseits des biologischen Geschlechts bestehen. Das Gegenteil darzulegen ist die Herausforderung queerer Literatur. Die Novelle von Self ist dem nicht gewachsen, schlussfolgert Jennifer Moos, ohne behaupten zu wollen, es wäre die Absicht Selfs gewesen, zu queeren.

Dennoch stellen die Betrachtungen von Judith Coffey und Jennifer Moos Fragen zur Diskussion, was Literatur leisten könnte. Gleichwohl problematisieren sie die Suche nach queeren Textkernen, woraus sich eine Übergriffigkeit gegenüber Texten ergeben könnte, die sich nicht in queere Interpretationszu-

⁷Den Schwerpunkt auf Lektüren literarischer Texte aus queerer Sicht fokussiert der Titel von Susanne Hochreiter; Anna Babka (Hg.). *Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen*. Göttingen. V & R unipress 2008.

sammenhänge stellen lassen. Liegt das Potential nicht vielmehr in der queeren Lesart und dem Akt des Interpretierens als solchem? Auch hier könnte die Devise lauten, nicht sagen zu wollen, dieser oder jener Text ist queer, sondern im Lesen zu erfahren, welche Möglichkeiten sich ergeben und was mit einer einem passiert, eröffnen sich im Text mittels einer kritischen Lesart neue Zugänge und Sensibilitäten.

Auf der Ebene der Rezeption können ausgelöst durch ein Primärmedium Gefühle und Effekte entstehen, die einen verstörenden Eindruck hinterlassen. Dass dafür Texte des Genres „Queer Horror“ prädestiniert sind, zeigen Flora Schanda und Judith Schoßböck in ihrem Artikel „The Fear of the Queer. Angst, Transgression und fluide Identitäten im ‚Queer Horror‘-Genre.“ auf. Horror als Verhandlungsraum des „Bösen“ bietet insofern eine Gelegenheit einer gesellschaftlichen und kulturellen Weiterentwicklung, wird der Blick auf alternative Darstellungen von Geschlechterverhältnissen und Identitäten gelenkt, ohne dabei Stereotype und Stigmatisierungen banal zu reproduzieren. Ängste neu zu verhandeln kann dazu führen, alte Ängste, die sich aus überkommenen Vorurteilen speisen, abzubauen, was die Öffnung gegenüber diesen Alternativen ermöglicht. Lesbische Vampir_innen werden nicht als Monster, sondern als psychologisch komplexe Figuren gezeichnet, die mittels Ironisierung transgressiv und subversiv den Horroreditkurs resignifizieren. Illustres Beispiel ist der neue Film von Bruce La Bruce, der den schwulen Zombie Otto nicht als ein entseeltes und abstoßendes Monstrum karikiert, sondern als ein melancholisches und durchaus zu menschlichen Gefühlen fähiges Wesen darstellt.

Bruce La Bruce' filmische Annäherung an die Ränder und Grenzen gesellschaftlicher Normen ist nur ein Beispiel in Doris Leibetseders Text „Turning on' - (Audio/Visuelle) Begehrenstechnologien und ihre kleinen HelferInnen. Darin analysiert sie Begehrenstechnologien- und industrien, wie die der Pornografie, welche La Bruce in seinen Filmen für eine divergente Lesart nutzbar macht. In der Analyse von Technologien wie Dildos und Pornos sowie von dem Raum der öffentlichen Toilette spürt sie den queeren Potentialen nach und regt Ideen der Um- und Neugestaltung an. In dem spielerischen Umgang mit hegemonialen und negativ konnotierten Begehrenstechniken, wie der pornografischen Ausbeutung von Frauen, betont sie, wie wenig es teilweise bedarf, um Veränderungen erwirken zu können. Toiletten könnten umgebaut, der Dildo universell und nicht phallogentriert eingesetzt und der Porno mit Bildern von Flächen, Formen und Farben statt Körperteilen ausgestattet werden. Dabei handelt es sich um Interventionsangebote, die ebenso kritisch diskutiert werden können, wie sie sich kritisch mit heteronormativen und gängigen Techniken des Alltags auseinandersetzen. Nichtsdestoweniger wird offensichtlich, dass jed-

wede alltägliche Praxis einen politisierbaren Spielraum zur Brechung von Normen eröffnet, der sich nicht zwangsläufig auf die Körperoberfläche als Fläche der Subversion reduziert. Das Spiel mit der eigenen Erscheinung ist im Zusammenhang queerer Performanz unabdingbar wichtig. Das Spiel mit eigenen Handlungen schafft jedoch ebenso eine politische Aussage.

Mit der performativen Dimension des Queerens als subversive Alltagspraxis beschäftigt sich Johannes Wilhelms Text „Überlegungen zu ‚performativem Lügen‘“ auf eingängige Art. Ausgehend von Butlers These der Performativität von Geschlechtlichkeit⁸ plädiert er für ein performatives Lügen im alltäglichen Gebrauch der eigenen politischen Praxis. Lügen bezieht sich dabei auf einen Begriff der Krise bzw. der Pause, in dem das kreative Potential des Umbruchs verborgen scheint. In dieser Pause ergibt sich der Ausgangspunkt für eine Fehlaneignung von Stilen, Codes und Gesten. Wilhelm betont in seiner Analyse zwei Aspekte des Körpers – den der Oberfläche und den der Leiblichkeit, womit er das Agieren bzw. das Verhalten im Raum meint. Der Körper als Reservoir der Ressourcen für Irritationen im Alltag dient somit der Verweigerung von Konventionen mittels „Lippenstift zwischen den Bartstoppeln“ bzw. „catwalking des Kollegen im Büroflur auf dem Weg zur Poststelle“ – Geschenke der alltäglichen Sabotage. Das Feld des Alltags erscheint ihm daher so wichtig, ist ihm daran gelegen, die Verwechslung von Performanz und *performance* auf der Bühne zu vermeiden. Anspruch queerer Handlungspraxen sollte nicht sein „Abweichendes“ auf der Bühne zu verhandeln und es gleichsam auszustellen, sondern die Implementierung irritierender Inszenierungen als „normale“ Elemente in die Alltagskultur.

Dem entgegengestellt sei der Beitrag „Das Drama und die Theaterbühne als Heterotopie für die Darstellung queerer Existenzweisen. Ein Blick auf Tendenzen der deutschsprachigen Gegenwartsdramatik“ von Franziska Bergmann, die die Darstellung queerer Existenzweisen auf deutschen Theaterbühnen beleuchtet. Eben weil „Weiblichkeiten“ und „Männlichkeiten“ Inszenierungen sind, bieten sich die Theaterbühne und das Drama zur Erprobung und Verhandlung grenzüberschreitender Geschlechterkategorien an, so Bergmann. Die Bühne fungiert als Freiraum für Ausbruchsfantasien und macht alternativen Geschlechtswürfen ein Angebot zur „realen“ Umsetzung mit „realen“ Personen vor einem „realen“ Publikum.

⁸Mit Performativität verweist Butler darauf, dass der geschlechtlich bestimmte Körper keinen ontologischen Status über die verschiedenen Akte, die seine Realität bilden, besitzt. Vielmehr sind die zum Ausdruck gebrachten leiblichen Zeichen hergestellte und konstruierte Fabrikationen (Butler 1991, 200).

Im konstruierten Meinungs Austausch der zwei letzten Texte wird deutlich, wie widersprüchlich queer aufgegriffen und bearbeitet werden kann und welche Optionen sich aufgrund dieser Widersprüchlichkeit und Inkohärenz ergeben.

Genau auf diese impliziten Widersprüche geht der Text „Die Psychognomie des queeren Raums. Vom Darkroom zum queeren Lichtraum/zur queeren Lichtung“ von Claudia Münzing ein. Spannend dabei ist, dass sie eine queere Utopie beschreibt, die sich ganz neuen Wegen öffnet, insofern sich queer an einer Weggabelung befindet. Selbst an dieser Weggabelung stehend, versucht Claudia Münzing formal und inhaltlich die Dichotomie zwischen Geist und Körper aufzulösen, indem sie selbst ein Textperiment eingeht, welches sich nicht entscheidet zwischen Wissenschaft und Poesie, zwischen Realität und Fiktion. Damit demonstriert sie ihre eigene Kritik an queer, welches ihrer Meinung nach missverstanden wird, geht es permanent um die Subversion rein körperlicher Performanz. Zu kurz kommt dabei die queere Subversion und Erosion des Geistes, vielmehr des Verstandes, der das Assoziative in die Knie zwingt und das frei Florierende feststellt. Es geht um das radikale Durchbrechen jeglicher Formen – nicht nur der Körperform. Diese neuen Technologien des Selbst müssten nach innen gerichtet sein und sich mit den inneren Wahrnehmungsregimes beschäftigen, um gegen ein äußeres fest gefügtes heteronormatives System vorgehen zu können. Schließlich wird die Seele geprägt, bevor der Körper performativ benannt und materialisiert wird, sodass auch zuerst die Seele anders performt werden muss, will sie etwas Queeres ausbilden.

Den Blick auf Münzings queere Philosophie der Soul-Modifications gerichtet, möchte ich die einleitenden Betrachtungen ausklingen lassen. Der Körper kann eine Brücke bilden zwischen Sagbarem und Sichtbarem, aber er verschleiert den Umstand, dass er nicht als Übersetzer fungiert zwischen dem Innen- und dem Außenleben. Der Körper ist vielmehr eine leere Fläche, die sich mit Zeichen anfüllt, die ein Produkt unseres Verstandes sind. Der Körper ist das Produkt und wird auch als solches nutzbar gemacht von Werbeindustrie, Politik und Kultur. Somit sollte queer vorsichtig sein, sich gleichsam auf den Körper zu stürzen, um ihn in dessen Sinne auszubeuten. Es geht um mehr! Es geht um uns. Und unsere Köpfe.

Von da an – viel Spaß beim Lesen!

Literatur

- Foucault, Michel. Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, 1. Übersetzt von Ulrich Raulff, Walter Seitter. Frankfurt/Main. Suhrkamp 1983.
- Butler, Judith. Das Unbehagen der Geschlechter. Übersetzt von Kathrina Menke. Frankfurt/Main. Suhrkamp 1991.
- Dietze, Gabriele; Haschemi Yekani, Elahe; Michaelis, Beatrice. „Checks and Balances.“ Zum Verhältnis von Intesektionalität und Queer Theory. In: Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt, Kerstin Palm (Hg.). Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen u. Farmington Hills. Budrich 2007, 107-139.
- Doty, Alexander. Making Things Perfectly Queer. Interpreting Mass Culture. Minneapolis. University of Minnesota Press 1993.
- Eggers, Maisha Maureen; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan (Hg.). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster. UNRAST 2005.
- Foucault, Michel. Die Ordnung des Diskurses. Übersetzt von Walter Seitter. München. Fischer Taschenbuch Verlag 2003, 10.
- Hochreiter, Susanne; Babka, Anna (Hg.). Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen. Göttingen. V & R unipress 2008.